

EILEEN WILKS

*Half
Shadow*

ROMAN

LYX VERBOTENE PFAD

Inhalt

Titel	
Prolog	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

Glossar

Danksagung

Impressum

EILEEN WILKS

Hof Shadow

VERBOTENE PFADE

Roman

*Ins Deutsche übertragen von
Stefanie Zeller*

 LYX

Prolog

Zwei Monate zuvor ...

»Kniet nieder.«

Die beiden jungen Männer taten, wie ihnen geheißen. Der eine war blond und schlank. Seine Haare hatten die Farbe von Weizen und seine Augen das sonnige Blau des Himmels, der ihn reifen lässt. Der andere hatte ein rosiges Gesicht, dunkles Haar, und seine Mundwinkel waren nach oben gebogen, als würde er so oft lächeln, dass sein Gesicht gar nicht mehr anders konnte. Beide trugen abgeschnittene Jeans und sonst nichts.

Isen saß in seinem Lieblingsarmsessel und musterte sie. Dies war ein bedeutsamer Moment. David Auckley und Jeffrey Lane waren die ersten Leidolf, die dieses Haus betraten.

Außer seinem Sohn natürlich.

Isen warf Rule, der zwei Meter hinter den beiden jungen Männern stand, einen Blick zu. Mit dem gens compleo – der Zeremonie, durch die diese beiden als Erwachsene in ihren Clan aufgenommen werden sollten – hatte Rule sie unbeabsichtigt auch mit in den Clan der Nokolai gebracht. Isen hatte genau den Moment gespürt, als es passiert war. Jedes neues Clanmitglied veränderte die Clanmacht, subtil, aber merklich.

Eigentlich hätte so etwas gar nicht möglich sein dürfen. Aber andererseits war Isens zweitgeborener Sohn auch der

erste Lupus seit grob geschätzt dreitausend Jahren, der mehr als eine Clanmacht innehatte. In letzter Zeit war das Unmögliche an der Tagesordnung.

Auch was danach kam, war schwer zu glauben, wenngleich möglich. Denn nachdem er David und Jeff aus Versehen in zwei Clans statt nur in einen aufgenommen hatte, war es Rule nicht gelungen, ihre Zugehörigkeit zu den Nokolai rückgängig zu machen. Zwar war Rule nur der Thronfolger, trotzdem sollte seine Macht dazu ausreichen. Doch weder er noch Isen verstanden, warum es nicht geklappt hatte.

Heute wollten sie es noch einmal versuchen. Isen hatte die gesamte Clanmacht der Nokolai inne, und das schon seit langer Zeit. In gewissem Sinne auch den Teil, den sein Sohn und Erbe in sich trug, denn Isen hatte stets die Gewalt über die gesamte Macht, egal, wo sie gerade war. Sie würde immer nur ihm gehorchen. Daran zweifelte er genauso wenig wie an seiner Fähigkeit, seinen Fuß oder seine Hand zu lenken.

Heute würde keine Zeremonie durchgeführt. Niemand rief seco, auch wenn die Prozedur die gleiche war wie die, mit der ein Lupus aus dem Clan ausgestoßen wurde. Aber was ihnen heute geschah, war keine Schande für diese jungen Männer. Es musste sein. Anschließend würden sie zwar keine Nokolai mehr sein, doch sie wären nicht clanlos.

»David«, sagte Isen leise und in sachlichem Ton. »Jeffrey.« Er legte beiden Männern eine Hand auf die Schulter. Die Clanmacht regte sich, erkannte sie. Dieses Erkennen hielt er in seinem Bewusstsein fest ... und wies es zurück, mit Worten und mit seinem Willen, indem er die

winzigen Teile der Clanmacht in ihnen zu sich zurückrief.
»Ihr seid keine Nokolai.«

Nichts geschah. Einen langen Moment geschah gar nichts.

Isen lehnte sich zurück und lachte lange und laut.

»Isen«, sagte Rule, nur dieses eine Wort, und auch sein Ton verriet nicht mehr. Doch Isen wusste, dass er besorgt war. Sicher wollte er es vor den beiden jungen Männern nicht zeigen, die nun zu Isen hochstarrten – der Blonde alarmiert, der Dunkle so erstaunt, dass er sein unerschütterliches leichtes Lächeln verloren hatte.

Auch das amüsierte Isen. »Ah«, sagte er und wischte sich die Lachtränen aus den Augen. »Der Spaß ging wohl auf meine Kosten.«

»Ich verstehe nicht, was daran lustig sein soll«, sagte Rule trocken.

Isen betrachtete seinen Sohn sehr liebevoll und beinahe ebenso nachsichtig. Er hatte zwei noch lebende Söhne, und beide waren ein wenig zu ernst. Dennoch verstand er Rules Sorge. Bisher war es ihnen gelungen, den Zustand dieser beiden jungen Leidolf-Nokolai-Hybriden zu verheimlichen, indem sie sie hierher gebracht hatten, um sie zu Bodyguards für ihren Rho auszubilden. Angeblich, um Rules erstes gens compleo als Leidolf-Rho zu würdigen und das neue freundschaftliche Band zwischen den Nokolai und den Leidolf auch nach außen zu demonstrieren.

Aber was noch wichtiger war: Damit war auch erklärt, warum die beiden anders rochen. Schließlich arbeiteten sie tagtäglich mit Nokolai zusammen, lebten bei ihnen. Jeder

musste annehmen, dass der Duft der Nokolai nur angenommen und nicht ihr eigener war.

Aber ihre kleine Trickserei würde nicht für immer unentdeckt bleiben. Und dann wäre – wie sagte man so schön? – die Kacke am Dampfen.

Isens Blick traf auf den seines Sohnes, während ihm noch ein letztes kurzes Auflachen entschlüpfte. »Ah, nun ja. Du und ich können nicht immer über dieselben Dinge lachen. Die Clanmacht hat nicht reagiert.«

»Das ist mir nicht entgangen.«

»Rule.« Isen schüttelte den Kopf, voller Zuneigung, aber auch leicht ungeduldig. »Ein Rho hat die volle Kontrolle über die Macht seines Clans ... mit einer Ausnahme.«

Rules Augen weiteten sich. Sein Blick glitt zu den Männern, die immer noch gehorsam auf dem Boden knieten. Wortlos sah er seinen Vater wieder an, eine Frage in den dunklen Augen.

Isen nickte. Ja, du hast mich ganz richtig verstanden.

Oh, Hybris. Isen lächelte ironisch. Dass es eine Ausnahme gab, daran hatte er nicht mehr gedacht. Obwohl es einige gute Gründe dafür gab. Es war über dreitausend Jahre her, dass die Dame direkt auf die Clanmächte eingewirkt hatte. Seit dem Großen Krieg. Trotzdem blieb es ihr Vorrecht, über sie zu bestimmen, genau wie über die Lupi, die sie geschaffen hatte.

Warum wollte sie, dass diese beiden Männer zwei Clans angehörten? Das wusste niemand. Aber ganz offenkundig war es ihr Wille. So wie es offenkundig war, dass ihnen das kaum jemand in den anderen Clans glauben würde.

Interessante Zeiten, dachte Isen. Gab es nicht einen chinesischen Fluch, der so lautete? Mögest du in interessanten Zeiten leben.

1

Angst schmeckt immer unterschiedlich. Heute Abend schmeckte sie nach sauren Äpfeln mit einem Hauch von Galle. Arjenie schluckte einmal, dann noch einmal.

Der Mond stand hoch und war beinahe voll. Ein paar Fetzen von hohen Zirruswolken zogen sich über die Himmelskuppel wie Kratzspuren, die ein paar Riesen beim Schlittern hinterlassen hatten. Arjenie hielt ganz still, damit ja kein Knacken oder Rascheln in die mondbeschienene Nacht drang.

Sie war froh über das Mondlicht. So weit entfernt von der Stadt gab es nicht viel künstliches Licht, nur die Gartenbeleuchtung rund um Robert Friars großes, teures Haus. Die allerdings spross überall wie elektronische Pilze – Lampen entlang der Wege, Spots, die Bäume und Büsche anstrahlten, und Unterwasserlampen, die den Pool diamanten schimmern ließen.

Überall, außer beim Gästehaus. Ungefähr fünfzehn Meter hinter dem glitzernden Pool stand eine Holzhütte, so groß wie eine Doppelgarage. Hier war es dunkel, vor allem hinter dem Dornenbusch, wo Arjenie kauerte. Weder der Mond noch die Gartenlampen schienen in das Fenster einen halben Meter links von ihr, das einen Spalt offen stand. Hinter der Scheibe war es dunkel. Aus der Dunkelheit drang ein Flüstern zu ihr. »Du gehst besser.«

»Ja.«

»Und trotzdem bist du noch da.«

»Ich will dich nicht hier zurücklassen.«

»Ich kann nicht mit dir kommen. Das weißt du. Geh. Sie bringen bald die Tränen.«

Arjenie sagte nichts. Es gab nichts zu sagen. Dya brauchte die Tränen, aber Arjenie hasste sie und alles, für das sie standen.

»Psst. Ich hätte dich nicht rufen sollen. Du bist nicht –«

»Du willst mich doch nicht beleidigen, oder?«

»Du hast Angst.«

»Kannst du da drinnen hören, wie meine Knie aneinanderschlagen?«

»Ach, das ist dieses Geräusch?« Dya prustete leise.

»Mach dir keine Sorgen, Füchschen. Mir wird nichts geschehen. Ich bin nicht glücklich, aber mir geht es gut. Er wagt es nicht, mir etwas zuleide zu tun.«

»Er wagt es nicht, dich zu töten«, stellte Arjenie richtig.

»Das hast du mir selber gesagt. Weil deine Familie es herausfinden würde.«

»Es ist auch deine Familie. Jidar-Verwandte gehören auch zur Familie.«

Eine Familie, die sie nie gesehen hatte und auch nie sehen würde. »Ich will damit sagen, wenn du dich nicht zum vereinbarten Zeitpunkt meldest, werden sie Alarm schlagen, und dann wird Friar beweisen müssen, dass du lebst und wohlbehalten bist, sonst werden sie Beschwerde einlegen. Das ist da, wo du herkommst, eine große Sache, deswegen wird er es lieber vermeiden, dich zu töten.«

»Außerdem braucht er mich für die Umsetzung seiner Pläne. Wenn ich tot bin, bin ich ihm nicht mehr nützlich.«

»Zwischen wohlbehalten und tot kann eine Welt des Schmerzes liegen.«

Ein einzelnes Zungenschmalzen. »Dann geh, bevor du müde wirst und Fehler machst und mit diesen Glasfläschchen in der Tasche erwischt wirst. Dafür würde er mich streng bestrafen.«

»Eine gute Idee.« Vor allem, weil niemand Friar zur Rechenschaft ziehen würde, wenn sie nicht mehr auftauchte. Arjenie hatte den schlimmen Verdacht, dass Friars sie nur zu gern für immer verschwinden lassen würde, wenn er sie hier entdeckte. »Du hast das Prepaid-Handy, das ich dir gebracht habe. Erinnerst du dich noch, wie man es benutzt? Handys sind ein wenig anders als –«

»Ich weiß, wie man es benutzt, aber ich werde es nicht tun. Glaub nicht gleich, dass etwas nicht stimmt, wenn ich dich nicht anrufe. Ich will dich nicht in Gefahr bringen.«

Große Schwestern hörten vermutlich nie auf, sich um ihre kleinen Schwestern zu sorgen, dachte Arjenie. Wenigstens hatte Dya angerufen, als sie sie wirklich brauchte. »Ich komme wieder. Hab dich lieb, Dya.«

»Komm nur, wenn ich anrufe. Hab dich lieb, Arjeniehennie.«

Als sie den Kosenamen hörte, musste Arjenie lächeln. Es war zwar ein recht wackeliges Lächeln, aber nun ja, das sah ja keiner. Sie drehte sich herum, um vorsichtig unter dem Busch hervorzukriechen und ... »Au!«

»Was ist?«

»Blöder, böser Busch«, murmelte sie. »Er hat mich gestochen.«

»Blutet es? Arjenie, wenn es blutet –«

»Kannst du es wieder in Ordnung bringen?« Ihre Hand blutete, sicher war auch Blut an dem Busch.

»Gib mir das Stück, an dem du dich verletzt hast.«

Arjenie tastete nach dem Busch, vorsichtiger dieses Mal, und brach den Übeltäter ab. Sie erstarrte, als es »Knack« machte, wollte instinktiv ihre Gabe nutzen – und zuckte zusammen, als sie einen stechenden Schmerz an der Schläfe spürte. Sie befand sich zu nah an dem Glas der Fensterscheibe, um so viel Energie zu ziehen.

Niemand kam, um nachzusehen, dank sei dem Licht, dem Gott und der Göttin. Ungelenk lehnte Arjenie sich vor, um den dornigen Zweig durch den Fensterspalt zu schieben.

Einen langen Moment wartete sie, so leise atmend, wie sie konnte. Schließlich flüsterte Dya: »Fertig. Jetzt wird ihn niemand nutzen können, um deine Spur zu finden.« Der Ast glitt wieder durch den Spalt zurück und fiel leise raschelnd zu Boden.

»Dya –«

»Geh! Und achte darauf, dass du kein Blut hinterlässt.«

Arjenie schaffte es hinter dem Busch hervor, ohne sich noch einmal zu stechen. Dann hielt sie inne, immer noch in der Hocke, um das Blut von ihrer Hand zu saugen. Verfluchtes dorniges Dingsbums. Kein Wunder, dass Friar glaubte, niemand könnte sich seinem Gästehaus nähern. Er hatte es mit Kampfpflanzen geschützt.

Und natürlich waren da noch die Wachen. Und die Schutzbanne.

Die Wachen wären nicht das Problem, sprach sie sich Mut zu. Sie war nicht erschöpft – auf jeden Fall nicht so

erschöpft, dass sie sie bemerken würden. Was die Schutzbanne anging ... immerhin war sie bis hierher gekommen, ohne einen auszulösen, oder nicht? Jetzt musste sie es nur wieder zurückschaffen.

Langsam richtete sie sich auf. Zwischen ihr und dem Pool lagen nur ein Weg von fünfzehn Metern und ein paar niedrige Pflanzen – und dahinter das Haus. Sie fühlte sich schrecklich ungeschützt. Ihr Herz hämmerte. Ihr Mund war trocken.

Stell dich nicht so dumm an, sagte sie sich. Niemand würde sie bemerken, also gab es keinen Grund, so ein Angsthase zu sein. Aber das viele Glas im Haus machte ihr Sorgen.

Ihr Herz behielt seinen schnellen Rhythmus bei, als sie langsam über den Steinweg ging, der zur Hinterseite der kleinen Hütte führte, die hier in Südkalifornien fehl am Platze wirkte. Aber Friar hatte eine Vorliebe für den rustikalen Stil. Das Haupthaus war ein wenig eleganter – viel Holz, viel Glas und ein hohes Giebeldach, damit der Schnee, der niemals fiel, daran abglitt.

Dummes Glas. Sie nahm es wahr wie ein leises Vibrieren, eine dumpfe, aber irritierende atmosphärische Störung. Glas störte ihre Gabe. Doch noch war es zu weit weg, um ein echtes Problem darzustellen, versicherte sie sich.

Auch wenn es nicht recht in die Umgebung passte, Friars Haus war schön. Sie wünschte, es wäre nicht so. Ihr war schon klar, dass das Böse nicht als buckeliger Glöckner von Notre-Dame daherkam, doch irgendwie erschien es ihr

falsch, dass jemand wie Robert Friar Schönheit erkannte und sie zu schätzen wusste.

Auch die Landschaft drumherum war schön, auf eine raue und wilde Art. Sie war hindurchgefahren, als es noch hell war, nicht ganz bis zum Haus, das ein gutes Stück vom Highway entfernt an einer Privatstraße lag. Aber nah genug, um die besondere Schönheit dieser struppigen Berge zu bewundern ... oder befand sie sich immer noch im Vorgebirge? Wo endete das eine, und wo begann das andere?

Ist doch egal, sagte sie sich streng. Sie wusste, sie neigte dazu, sich in Grübeleien über interessante Details zu verlieren. Egal wie es hieß, die Gegend um Friars Haus war hügelig. Doch die Steigungen waren nicht allzu steil – Gott sei Dank, denn um hierherzugelangen, hatte sie einen Bergkamm überwinden müssen. Sie selber konnte sich vor unerwünschten Blicken verbergen, nicht aber zusätzlich noch ihren Mietwagen. Deshalb hatte sie ihn am Rande eines Feldwegs zurückgelassen, der auf den meisten Karten der Gegend nicht verzeichnet war.

Das war Arjenies Stärke: Informationen zu beschaffen, die nicht leicht verfügbar waren.

Auf der Rückseite der Hütte war kein Garten, nur eine kleine Terrasse. Kurz dahinter standen auch schon die Bäume – vor allem Kiefern und noch ein paar andere dürre Dinger. Vermutlich bezeichnete man so etwas in diesem trockenen Teil des Landes als Wald. Doch da, wo sie herkam, in Virginia, da gab es ganz andere Wälder.

Über den Fluss und durch den Wald gehen wir zu Großmutter's Haus ... Hier gab es keinen Fluss und auch

keine Großmutter, aber der Weg zurück führte durch die Bäume und über den Hügel. Oder den Berg. Was auch immer.

Sie hatte gerade den Weg verlassen und ging über knirschende Kiefernadeln, als sie Stimmen vernahm. Sie erstarrte, und ihr Herz spielte wieder den Angsthasen. Sie widerstand der Versuchung, ihre Gabe noch zu verstärken. Die Stimmen kamen von dem anderen Ende der Hütte, und sie hatte ihre Gabe seit zwei Stunden ohne Unterbrechung genutzt. Sie konnte es sich nicht leisten, all ihre Energie zu verbrauchen. So mächtig war sie nicht.

Die Stimmen gehörten Männern, und was sie sagten, war nur undeutlich zu verstehen ... dass sie später ein Bier trinken wollten oder so. Kurz darauf hörte sie einen dumpfen Schlag, als sich die Tür der Hütte schloss, und die Stimmen verstummten plötzlich.

Zittrig atmete sie aus. Wenn sie doch nicht so in Panik geraten würde. Dies hier war nichts anderes als die Hunderte von Male, die sie ihre Gabe zum Spaß oder zur Übung genutzt hatte ... abgesehen natürlich von den Leuten von der Miliz. Leute mit Schusswaffen aller Art. Kurzwaffen in Holstern an den Hüften und Gewehren über der Schulter.

Sturmgewehre, dachte sie und ging vorsichtig weiter in den Wald hinein. Tatsächlich zu Gesicht bekommen hatte Arjenie noch kein Sturmgewehr, aber sie hatte darüber gelesen und ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Sturmgewehre hatten einen selektiven Feuermodus, was bedeutete, dass sie auf vollautomatische Schussfolgen umstellen konnte. Das M16 zum Beispiel konnte je nach

Modell 950 Schuss pro Minute abgeben. Natürlich waren das Mittelpatronen, die nicht die gleiche Durchschlagskraft wie die eines normalen Gewehrs hatten, aber 950 Schuss pro Minute reichten, um einen Menschen zu Hackfleisch zu verarbeiten.

Wie lang waren diese Gewehre, die die Miliztypen hatten? Mir gerunzelter Stirn ging sie bergauf und versuchte sich zu erinnern. Sturmgewehre hatten kürzere Läufe. Aber sie war den Waffen nicht sehr nah gekommen – Gott sei Dank – und hatte fürchterliche Angst gehabt. Normalerweise sah sie so etwas nur auf Fotos oder auf einem Bildschirm, nicht wirklich live und in Farbe.

Vielleicht war es auch ein Kampfgewehr gewesen, so etwas wie ein M14. Arjenie wusste nicht viel darüber, nur dass sie einen längeren Lauf besaßen und Gewehrpatronen mit stärkerer Ladung verschossen. Beim Militär benutzte man sie, um Ziele in einer Entfernung von etwa einhundert Metern zu treffen, aber sie glaubte nicht, dass –

Ein Schutzbann – ein Bann genau hier, und sie wäre fast daraufgetreten. Sie stolperte zurück, weg von der Linie, von der sie wusste, dass sie da war, auch wenn sie sie nicht sehen konnte.

Ihr linker Fuß knickte weg. Sie ruderte mit den Armen und landete auf dem Hintern. Ein scharfes Kribbeln schoss ihren Knöchel hoch.

Heftig atmend klopfte sie ihre Taschen ab. Beide Glasfläschchen schienen unversehrt. Sie tastete nach den Stopfen – sie waren beide noch fest – und stieß erleichtert die Luft aus. Sie rieb sich den Knöchel und runzelte die Stirn, als ihr die Tränen in die Augen stiegen.

Wann würde sie es endlich lernen? Sie konnte nicht einfach nur gehen. Sie musste aufpassen. Vor allem, wenn sie im Dunkeln auf einem großen Hügel oder kleinen Berg herumspazierte – einem Hügel mit Schutzbannen und Männern mit Schusswaffen, die sofort angerannt kommen würden, wenn sie einen der Schutzbanne aktivierte.

»Scheibenkleister«, flüsterte sie. Ihr Knöchel begann zu pochen. Er war heiß und tat weh, so weh, dass sie nicht aufhören konnte zu weinen. »Heiliger Scheibenkleister. So ein Mist.«

Wenigstens hatte sie den Schutzbann nicht ausgelöst. Womöglich hätte sie ihn gar nicht aktiviert, wenn sie darübergewandert wäre – ihre Gabe täuschte die meisten Banne –, aber dieser hatte viel Energie und sie nicht. Sie hatte sehr viel Kraft dabei verbraucht, sich so lange zu verbergen.

Die Fähigkeit, Schutzbanne zu erspüren, war eine Nebenwirkung ihrer Gabe. Sie sah sie weder noch spürte sie sie. Sie wusste es einfach. Voraussetzung war, dass sie gerade aktiv ihre Gabe nutzte, aber wenn das der Fall war, genügte ein kurzer Blick. Es war, als hätte die Gabe das Sehen für sie übernommen, sodass die Informationen nicht den Weg über die Sehrinde nahmen, sondern direkt bei ihr ankamen. Gewöhnlich hatte sie eine ungefähre Vorstellung davon, wie stark ein Bann war, wie komplex, und manchmal wusste sie auch, welcher Art er war.

Der, auf den sie fast getreten war, war ein Rufzauber – so viel wusste sie immerhin –, und ein starker noch dazu, wahrscheinlich so angelegt, dass er Friar warnte, sobald etwas Großes, Lebendiges ihn überquerte. Und sie hatte

gewusst, dass sie danach Ausschau halten musste, denn diesen hier hatte sie bereits auf dem Hinweg entdeckt. Sie hatte vorgehabt, ihm zu dem Punkt zu folgen, wo die Erde ihn nicht mochte. Viele Praktizierende würden die Vorstellung belächeln, dass die Erde Vorlieben und Abneigungen hatte, aber Arjenie hatte es von ihrer Mutter gelernt, die eine Erdhexe gewesen war, eine starke Erdhexe. Arjenie glaubte, dass es daran lag, dass sie selbst auch ein bisschen die Erde spürte, obwohl ihre eigene Gabe eine Luftgabe war.

Die Erde war keine einheitliche Fläche. Hier war Granit, dort war Sand und irgendwo anders Lehm. Einige Stellen ließen Pflanzen wachsen, andere nicht. An der Stelle, an der die Erde den Bann nicht mochte, arbeitete sie auch nicht mit ihm zusammen, das hieß, dort war er schwach, sodass Arjenie ihn mithilfe ihrer Gabe unbemerkt überqueren könnte.

Durch ihre Verletzung würde das nun noch schwerer. Wenn sie doch nur achtgegeben hätte, dann hätte sie ... Arjenie schnitt eine Grimasse. Wenn, wenn, wenn ... damit kam man nicht weiter. Besser, sie stand auf und fand heraus, wie lädiert sie tatsächlich war. Nein, Moment. Zuerst sollte sie sich einen Ast suchen, den sie als Spazierstock verwenden konnte. Mit diesem Knöchel brauchte sie etwas, auf das sie sich stützen konnte.

Ihre Wangen waren feucht. Sie wischte darüber. Sie weinte immer, wenn sie Schmerzen hatte. Früher war es ihr peinlich gewesen – es kam ihr so kindisch vor –, aber dann hatte sie gemerkt, dass Tränen einfach zum

Standardmodell »Arjenie« dazugehörten: stolpert schnell, gutes Gedächtnis, weint, wenn sie Schmerzen hat.

Arjenie sah sehr gut im Dunkeln, und der Mond stand direkt über ihr. So hatte sie schnell einen schönen langen Stock entdeckt, der kräftig genug aussah, sie zu tragen – und auch das große haarige Tier, das genau daneben saß und sie beobachtete.

Ihr Herz machte einen Satz und begann wie wild zu hämmern.

Er war groß. Viel zu groß. Und er konnte sie sehen. Dessen war sie sich sicher. Sie hatte ihn nicht kommen hören, aber dort war er nun, riesig und dunkel ... war sein Fell tatsächlich schwarz oder sah es im Mondlicht nur so aus? Er hatte den Kopf aufmerksam gehoben, die Ohren gespitzt, nicht angelegt – das war ein gutes Zeichen, oder nicht? Er knurrte weder noch bleckte er die Zähne ... »Braves Hundchen«, stammelte sie, doch schon als sie es aussprach, wusste sie, dass dies kein Hund war.

Er legte den Kopf schief. Als wollte er ihr antworten, trafen sich ihre Blicke. Und ließen sich nicht wieder los.

Sie fiel. Obwohl sie schon auf ihrem Hintern saß, fiel sie – für einen Moment, einen unermesslich kurzen Augenblick, tat sich die Erde um sie herum auf, oder sie fiel durch die Erde und endete ...

Er sprang auf alle viere. Machte einen Schritt zurück – einen unbeholfenen Schritt, fast taumelnd. Dann noch einen.

»Nein – nicht da lang. Pass auf den –«

Zu spät. Dort, wo seine Hinterpfote über den Bannstrich, strahlte plötzlich Licht auf, hell wie ein Leuchtfeuer.

»Oh nein.« Ein visueller Rufzauber. Die waren selten. Ihr war es gar nicht in den Sinn gekommen, dass Friar über einen verfügen könnte, aber es ergab Sinn. Die Miliztypen würden ihn sehen und kommen. »Geh.« Sie wedelte mit beiden Händen. »Los, lauf weg.«

Stattdessen nahm er den Stock, den sie im selben Moment wie ihn entdeckt hatte, zwischen die Zähne. Dann kam er zu ihr und legte ihn auf den Boden neben sie.

Oh, er war wirklich riesig. Sie schluckte.

Aber er war nicht nur ein Wolf. Das war gut, sagte sie sich bestimmt. Sie hatte noch nie einen Werwolf persönlich kennengelernt, aber ein paarmal hätte sie beinahe Rule Turner getroffen – der der Öffentlichkeit als der Werwolfprinz bekannt war, auch wenn er selber sich anders nannte. Aber sein Volk nannte sich ja auch nicht Werwölfe. Sie waren Lupi. Lupi waren keine reißenden, blutdurstigen Bestien, die Menschen töteten.

Wenigstens nicht ohne wirklich guten Grund. Auch FBI-Agenten töteten niemand ohne einen wirklich guten Grund, und mit ihnen arbeitete sie ständig zusammen, oder nicht? Warum hämmerte ihr Herz dann so heftig?

»Äh – danke.« Sie nahm den Stock und stützte sich darauf, als sie sich unsicher aufrappelte. Wieder wurden ihre Augen feucht. Mit diesem Knöchel würde sie unmöglich rennen können. Aber gehen konnte sie. Vorsichtig. Langsam. Vielleicht gelang es ihr, genug Abstand zwischen sich und den leuchtenden Bann zu bringen, bis die Männer mit den Gewehren eintrafen. Sie begann zu humpeln, der Linie des Banns zu seinem schwachen Punkt folgend.

Der Wolf blieb bei ihr, aber auf der anderen Seite des Banns. Konnte er ihn sehen oder spüren? Sein Kopf näherte sich ihrem Brustkorb. Dem oberen Ende ihres Brustkorbs. »Geh schon«, flüsterte sie. »Sie werden mich nicht sehen, dich aber schon.«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich will nicht mit dir mitgehen«, erklärte sie. »Mir wird nichts passieren, aber wenn du bei mir bist –«

Er rempelte sie an. Nur einmal, aber absichtlich, mit der Flanke. Sie taumelte, stürzte aber nicht.

Was hatte das zu bedeuten? War er ... oh. Er starrte den Weg zurück, den sie gekommen war. Vielleicht lauschte er. Lupi hatten ein sehr gutes Gehör. Vielleicht wollte er, dass sie den Mund hielt, damit er besser hören konnte. Möglicherweise waren die Miliztypen auf dem Weg zu ihnen. Was hatte er –

Schneller als sie blinzeln konnte, löste er sich aus seiner statuenähnlichen Erstarrung und begann zu rennen – Anmut und Geschwindigkeit verschmolzen zu einer verwischten Bewegung.

Er war wunderschön.

Und außerdem sehr laut, als er nun durch einen Busch brach, als bliebe keine Zeit, ihn zu umlaufen. Er rannte auf direktem Wege zurück zum Haus. Wo die bewaffneten Männer waren. Direkt auf sie zu.

Ihre freie Hand hob sich, als könnte sie ihn zurückrufen – aber da war er schon außer Sichtweite.

Der erste Schuss war unwirklich laut. Der zweite ebenso, aber der dritte klang, als würde er ein bisschen weiter weg abgegeben. Arjenies Augen füllten sich mit

Tränen und liefen über, als könnte sie so die neue ungeheure und unbestimmte Angst ertränken.

Sie schluckte heftig. Ihre Hand war immer noch ausgestreckt, versuchte immer noch, ihn zurückzurufen. Sie ließ den Arm sinken.

Arjenie wandte sich um. Die immer neuen Tränen zurückblinzeln, begann sie langsam und unter Schmerzen den Hügel entlangzugehen, dem Bann zu seiner Schwachstelle folgend. Zurück zu ihrem Wagen. Nun war sie sicher, dass sie es schaffen würde. Sie musste. Schließlich hatte er nur für sie die Aufmerksamkeit der Männer mit den Schusswaffen auf sich gelenkt, nicht wahr? Um sie von ihr abzulenken.

Sie konnte ihm nicht helfen. Konnte nichts tun, außer sich selbst in Sicherheit bringen. Sie hatte keine Waffen, konnte nicht mit Waffen umgehen, hatte keine Möglichkeit, das, was immer nun passierte, zu verhindern. Aber sie wünschte, so inständig wie vergeblich, dass sie sich erinnern könnte, wie lang die Läufe der Feuerwaffen der Wachen, damit sie wusste, ob sie in der Lage waren, 950 Schüsse pro Minute zu feuern.

Arjenie hatte den Bann überquert und war schon fast am Gipfel des Hügels angekommen, als ihr ihre Frage beantwortet wurde. In der Ferne erklang Gewehrfeuer, schwer und lang andauernd. Ganz offensichtlich hatte zumindest einer von ihnen ein vollautomatisches Gewehr.

2

Jawohl. Alle vier Reifen, aufgeschlitzt und platt.

Schweiß rann unter Lilys BH hervor, fuhr mit einem klammen Finger über ihren Rücken und drohte in ihren Augen zu brennen. Nicht dass es sehr heiß gewesen wäre. Die Hitzewelle war endlich abgeebbt, und San Diego genoss die Milde des späten Septembers. Aber diese Stadt machte zu dieser Jahreszeit einen Mangel an Regen gern mit hoher Luftfeuchtigkeit wett, vor allem morgens. Der Schweiß, den ihr Körper während des Joggens abgegeben hatte, wusste nun nicht, wohin.

Sie fuhr sich mit dem Unterarm über das Gesicht, verteilte aber eher die Feuchtigkeit, als sie zu trocknen, und runzelte die Stirn.

Werwolfshure.

Das war mit schwarzer Farbe auf die Motorhaube des Fords, ihrem Dienstwagen, gesprüht. Und auf dem Kofferraum hatte der Täter ein PS angefügt: Scheißschlampe Verräterin.

Einer ihrer Nachbarn?, überlegte sie, während sich ihr Herz langsam beruhigte. Zugang zu ihrem Auto hatten sie zwar, aber eigentlich hielt sie es für unwahrscheinlich.

Fanatiker – die, die Worten rasch Taten folgen ließen – waren für gewöhnlich berechenbar. Es gab Ausnahmen, wie zum Beispiel der Typ, der einen Wachmann des Holocaust-Museums getötet hatte. Er war beinahe neunzig gewesen. Aber die Chancen standen gut, dass das Arschloch, das

ihren Wagen beschmiert hatte, ein weißer, heterosexueller Mann war, zwischen zwanzig und sechzig und entweder arbeitslos oder beruflich frustriert. Vermutlich hasste er auch Schwule und Immigranten, Schwarze und Juden – jeden, den er beschuldigen konnte, die »natürliche Ordnung« gestört zu haben, in der seine rechtmäßige Position selbstverständlich an der Spitze war. Da er aber meilenweit entfernt von der Spitze war, musste wohl irgendjemand Schuld daran haben.

Lily hatte zahlreiche Nachbarn, die männlich und zwischen zwanzig und sechzig Jahre alt waren. Manche hassten vielleicht auch ihre Arbeit, aber sie verdienten alle gut ihren Lebensunterhalt. In dem Hochhaus, in dem sie jetzt wohnte, waren die Mieten entsprechend hoch.

Aber nicht jeder Fanatiker hatte finanzielle Probleme. Der Beweis war Robert Friar.

Lily schüttelte den Kopf. Schade, dass sie nach einem guten Lauf diesen Mist hier vorfand. Das machte die ganzen schönen Endorphine wieder zunichte. Wenn der Täter noch in der Nähe gewesen wäre, hätte sie sich noch einmal ein Hoch verschafft, indem sie sich den Mistkerl vorgeknöpft hätte. Aber sie war allein in der Garage ... bis auf ein paar ihrer Nachbarn.

Der Prius, der jetzt aus seiner Parknische zurücksetzte, gehörte einer alleinerziehenden Mutter aus dem ersten Stock. Wendy Soundso. Wendy verließ jeden Wochentag um diese Zeit das Haus, um die Kinder in der Tagesstätte abzusetzen. Sie war weiß, hatte braune Augen, braune Haare, war unter vierzig, arbeitete in irgendeiner Bank – Lily erinnerte sich nicht mehr, in welcher – und sah immer

müde aus. Es war sehr unwahrscheinlich, dass sie solche Ausdrücke auf einen Wagen sprühte, während ihre Kinder dabei zusahen.

Der Mann, der jetzt den Betonboden überquerte, um zu seinem Lexus zu gehen, fuhr in der Woche ebenfalls täglich um sieben Uhr los. Er war leitender Angestellter in irgendeiner Firma mit einem Namen aus Buchstabensalat, übergewichtig, gepflegt, um die vierzig und Hispanoamerikaner. Braune Augen, schwarzes Haar mit ein paar grauen Strähnen. Fünfter Stock, dachte sie. Er käme in Betracht, dachte sie, aber mehr auch nicht.

Dann war da noch das Motorrad, das sie beim Ankommen aus der Garage hatte herausfahren sehen. Jack war ein netter Kerl, der in einer spektakulär erfolglosen Band spielte. Außerdem modelte er dann und wann, aber wenn nicht sein Freund gewesen wäre, der irgendeinen Treuhandfonds besaß, hätte er sich die Miete nicht leisten können. Besagter Freund war, fand Lily, ein Arschloch, aber nicht die Sorte Arschloch, die vor sieben Uhr morgens aufstand, um Beleidigungen auf den Wagen eines FBI-Agenten zu kritzeln.

Obwohl es unwahrscheinlich war, dass der Täter noch in der Nähe war, blieb sie wachsam, als sie jetzt ihr Handy aus der Armbinde holte, die sie zum Laufen trug. Sie machte ein paar Fotos von dem Schaden und sah dann nach den Überwachungskameras.

Sie schienen unversehrt zu sein. Vielleicht hatten sie das Arschloch auf frischer Tat und aus einem guten Winkel erwischt. Es wäre nett zu wissen, dass es niemand war, neben dem sie tagtäglich im Aufzug stand.

Aber um die Aufnahmen der Kameras einsehen zu können, musste sie es Rule sagen. Ihm gehörte das Gebäude. Oder seinem Vater. Aber eigentlich gehörte es dem Clan. Dem Clan der Nokolai, um genau zu sein. Denn Rule gehörte nun zwei Clans an, was ebenfalls eine Quelle für Ärger war.

Lily betrat den Aufzug und drückte den Knopf für den neunten Stock. Sie hätte es Rule lieber nicht gesagt. Sie musste, aber sie wollte nicht. Bis die Hitzewelle ausbrach und sie wieder draußen laufen konnte, war ihr nicht klar gewesen, wie besorgt er tatsächlich um sie war. Er wollte nicht, dass sie alleine joggte. Er hatte immer neue Gründe gefunden, um sie zu begleiten, und als er nicht selber mitkommen konnte, hatte er versucht, eine oder zwei seiner Wachen mitzuschicken.

Das hatte sie sofort unterbunden. Zugegeben, im letzten Monat hatte es eine Situation gegeben, da hatten die Wachen sich als nützlich erwiesen. Aber dieser Fall war nun abgeschlossen. Seine Vorsicht war übertrieben und lästig. Auch deswegen wollte sie ihm lieber nichts von dem Wagen erzählen.

Ein weiterer Grund war, dass Rule nur allzu schnell bereit sein würde, sich selbst die Schuld für den Vandalismus zu geben. Was noch schwerer für sie zu ertragen war, denn sie konnte ihm deswegen nicht böse sein. Sie verstand ihn sogar. Sie hatte ganz ähnlich gefühlt, als sie sich Sorgen gemacht hatte, was für Folgen ihre Heirat für ihn haben würde.

Als Rule sie gebeten hatte, ihn zu heiraten, hatte er ein jahrhundertealtes Tabu seines Volkes verletzt. Und als sie

seinen Antrag annahm, hatte sie den Fanatikern dieser Welt ein neues Ziel verschafft. Sich selbst.

Der Aufzug hielt mit einem »Kling« an. Lily stieg aus und wandte sich nach links. Rule bewohnte eine Eckwohnung. Nein, sie bewohnten eine Eckwohnung. Gemeinsam. Es war vier Monate her, dass sie ihre alte Wohnung aufgegeben hatte, und noch länger, dass sie so gut wie zusammenlebten ... und beinahe ein Jahr, dass sie ihn das erste Mal gesehen hatte, im Krach und schwachen Licht des Club Hell.

Beinahe ein Jahr, dass sich ihr Leben geändert hatte, und dann wieder und wieder. Es war an der Zeit, dass sie diese Wohnung nicht mehr nur als die seine betrachtete.

Wenn sie vielleicht ein paar neue Kissen oder einen neuen Teppich kaufen würde ...

Vor der Wohnungstür standen zwei von Rules Bodyguards. Dieses Team gehörte zum Leidolf-Clan. Sie hatte beschlossen, sie als neugierige, aber wohlmeinende Nachbarn zu sehen – so wie viele sehr muskulöse Mrs Kravitzes aus Verliebt in eine *Hexe* – nur mit Waffen und der irritierenden Bereitschaft, wenn nötig, ihr Leben für sie zu riskieren.

Sie sahen beide jung aus, nur einer von ihnen war es tatsächlich. Jeffrey Lane war vierundzwanzig Jahre alt, kaum erwachsen in den Augen eines Lupus, und einer der beiden Leidolf, die Rule mit nach San Diego gebracht hatte, damit sie hier zu Wachen ausgebildet wurden.

»Jeff«, sagte sie, als sie näher kam. »Was haben Sie sich bloß dabei gedacht?«

Der Kleinere der beiden fasste sich verlegen ans Haar. »He, das hier ist doch Kalifornien, oder nicht?«

»Es ist pink.«

Er grinste. »Dafür habe ich bereits Ärger bekommen. José sagt, ich falle jetzt zu sehr auf. Aber ich dachte, hier könnte ich ... Sie wissen schon.«

»Siehst du etwa viele Männer mit pinkfarbenen Haaren in diesem Gebäude?«, sagte der Größere. »Vielleicht in ein paar von diesen Clubs, wo du so gern herumhängst, aber nicht hier, wo Rule wohnt. Hier fällst du auf.« LeBron schüttelte den Kopf. Seit Kurzem rasierte er sich den Schädel. Groß und kräftig, wie er war, sah er aus wie ein brauner Meister Proper, nur ohne den Ohrring.

Jeff versuchte beschämt auszusehen. Es gelang ihm nicht sehr überzeugend.

»Wie war der Lauf? Gut?«, fragte LeBron Lily.

»Sehr gut.« Sie sagte nichts von den Schmierereien auf ihrem Wagen. Das war eine FBI-Angelegenheit, nichts, worum sich die Clans kümmern müssten. Ihren neugierigen Nachbarn hätte sie schließlich auch nichts davon erzählt, oder? »Heute soll es noch regnen. Glauben Sie, das stimmt?«

»Regnet es denn tatsächlich in San Diego?«, sagte LeBron. »Ich dachte immer, das wäre nur ein Mythos. Etwas, das man den Neuankömmlingen erzählt, um sie auf den Arm zu nehmen.«

Die Leidolf-Wachen stammten aus North Carolina – dem grünen, feuchten North Carolina. Sie schüttelte den Kopf. »Mist, jetzt sind Sie mir auf die Schliche gekommen. Haben Sie von Samuel gehört? Hat er den Job bekommen?«

LeBron hatte zwei erwachsene Söhne. Samuel war der jüngere. LeBron sah aus, als wäre er nur zehn Jahre älter

als Jeff, aber in Wahrheit war er eher sechzig als dreißig. Natürlich war auch das jung – für einen Lupus, die erst mit achtzig in den mittleren Jahren waren.

»Bisher hat er noch nichts gehört, aber er hatte den Eindruck, dass das Vorstellungsgespräch gut gelaufen ist.«

»Lassen Sie es mich wissen, wenn es etwas Neues gibt.« Lily benutzte ihren eigenen Schlüssel. Jeder der beiden Männer hätte ihr aufschließen können, aber sie zog es vor, es selbst zu tun. Sie redete sich ein, dass es nur praktisch war – so hatten sie die Hände frei und waren im Falle einer plötzlichen Bedrohung nicht abgelenkt – aber eigentlich wusste sie, dass sie damit auch ein bisschen die Augen vor der unangenehmen Wahrheit verschloss.

Denn wenn sie die Tür selbst öffnete, konnte sie so tun, als hätten die beiden keine Schlüssel.

Die Wohnung war herrlich. Das war ein Teil des Problems. Nichts, das sie sich hätte leisten können, passte hier hinein. Rule hatte alles in einem modernen, männlichen Stil eingerichtet, mit Ledersofas und schönen alten Holzmöbeln. Die Kristallschale, in die sie nun ihre Schlüssel warf, stand auf einem zweihundert Jahre alten Konsolentisch im Flur. Ihre schnöde Wasserflasche passte nicht recht dazu, aber der Platz bot sich an, wenn sie laufen ging. Sie nahm die Flasche und trank im Gehen.

Der Hauptraum war der Star der Show. Eine riesige Glaswand verband den Wohn- mit dem Essbereich. Die erste Morgensonne fiel durch die Scheibe und verlieh dem Haar des Mannes, der an dem großen Esstisch aus dunklem Holz am anderen Ende des Raumes saß, einen mahagonifarbenen Schimmer.